



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 21. Juni 1908

(Die preußischen Landtagswahlen. Die Döberitzer Kaiserrede. Der Fall Bernhard.)

Den Urwahlen für das preußische Abgeordnetenhaus sind am 16. Juni die Abgeordnetenwahlen gefolgt, sodaß die Zusammensetzung des neuen Hauses nun endgiltig feststeht. Da das Ergebnis der Wahlmännerwahlen schon eine annähernd richtige Schätzung gestattet, so hat der entscheidende Tag in der letzten Woche keine eigentlichen Überraschungen gebracht. Das Ganze ist nur etwas leichter zu übersehen, und Behauptungen, die neulich noch eine hypothetische Färbung hatten, können jetzt in bestimmter Form aufgestellt werden.

Wir haben das Ergebnis der Wahlen schon so weit besprochen, daß nur wenig noch nachgetragen zu werden braucht. Wir kommen deshalb auch nicht noch einmal auf die Frage zurück, was der Aufgang des sozialdemokratischen Siebengestirns am parlamentarischen Himmel des Königreichs Preußen bedeutet. Aber gewonnen hat außerdem auch das Zentrum, und so kann man sich denken, wie dieser Erfolg der „Antiblockleute“ glossiert wird. Solche Glossen machen natürlich auch den gewünschten Eindruck, obwohl nüchternes Nachdenken sogleich zeigen müßte, daß genau dieselbe Erscheinung eingetreten sein würde, wenn in der Reichspolitik niemals von einem Block die Rede gewesen wäre. Schon aus diesem Grunde hätte richtige Taktik die Blockparteien veranlassen müssen, den Gedanken der Blockpolitik nicht ohne weiteres auf die preußische Politik zu übertragen. Es spricht sich darin derselbe Grundfehler aus, der auch in der Wahlrechtsfrage eine so seltsame Rolle gespielt hat. Die Einrichtungen und die politischen Grundsätze in den Einzelstaaten sollen nach dieser Auffassung nur das verkleinerte Abbild der Verhältnisse im Reiche sein, und die kommunalen Verbände sollen wieder das verkleinerte Bild des Staates geben. So wird mechanisch alles nach einem Schema aufgebaut; welcher Zweck damit verbunden wird, danach scheint niemand zu fragen. So erregte sich der Liberalismus seinerzeit darüber, daß in Hamburg ein „reaktionäres“ Wahlrecht eingeführt wurde, und verlangte, daß der Bundesstaat Hamburg sich möglichst den Verhältnissen im Reiche anpasse, am besten womöglich das Reichstagswahlrecht auf seinen Staatsverband übertrage. Man wollte nicht sehen, daß Hamburg nach seiner staatsrechtlichen Stellung im Reiche zwar ein Bundesstaat, aber in bezug auf die Zwecke seiner innern Verwaltung doch vor allem eine städtische Gemeinde ist. Nur um einer innerlich ganz und gar unbegründeten Doktrin willen sollte sich Hamburg eine ganz widersinnige Verfassung geben; der ersten Seehandelsstadt des Reichs wurde zugemutet, über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer kommunalen Verwaltung die Masse der Abhängigen und Vermögenslosen entscheiden zu lassen, die Träger der eigentlichen Lebensinteressen des großen Handelsplatzes aber möglichst auszuschalten. Wir erinnern an das Beispiel von Hamburg, weil es am deutlichsten zeigt, wie das ganz willkürlich verkündete, vollkommen unhaltbare Prinzip von der Notwendigkeit der Übereinstimmung zwischen Reichseinrichtungen und einzelstaatlichen Verhältnissen in seinen Konsequenzen zum handgreiflichen Unsinn wird. Die Frage, warum denn die Volksvertretung des Königreichs Preußen nach denselben Grundsätzen zusammengesetzt sein muß wie der deutsche Reichstag, ist bisher noch nie wirklich befriedigend beantwortet worden, und sie kann auch überhaupt niemals überzeugend beantwortet werden, denn diesem Grundsatz fehlt ebenso die innere Begründung, wie etwa der Behauptung: weil in einem Ort ein Haus ein rotes

Ziegelbad hat, müssen auch alle andern Häuser mit roten Ziegeln gedeckt sein, auch wenn ein Schieferdach in der Gegend billiger und bequemer zu haben ist.

Der einzelstaatlichen Gesetzgebung sind Aufgaben vorbehalten, bei deren Lösung die verschiedenen Parteienanschauungen mit viel mehr Recht als in der Reichsgesetzgebung in die Waagschale fallen. Die Blockpolitik im Reiche will ja auch durchaus nicht die Parteiunterschiede verwischen, die Parteigrundsätze durchbrechen, sie will die Parteien vielmehr nur für bestimmte nationale Fragen vereinigen. Die Fragen, die dabei in Betracht kommen, gehören durchweg zu denen, die der Reichsgesetzgebung unterliegen. Für die preussische Landesgesetzgebung kommt es also gar nicht so sehr darauf an, daß Konservative und Liberale durchaus zusammengehen.

Nun hat allerdings auch Preußen eine Frage von besondrer nationaler Bedeutung zu lösen, die Polenfrage. Sie erfordert einen Kampf, in dem sich der Staat die Waffen nicht leichtfertig aus der Hand winden lassen darf. Wenn das Zentrum in nationalen Fragen der Reichspolitik der Regierung früher eine zwar eigennützige, immerhin aber doch tatsächliche Unterstützung gewährt hat und nun zuletzt dem verblendeten Übermut des Parteigeistes die Zügel schießen ließ, so hat es sich einer nationalen deutschen Politik in der Polenfrage stets entschieden versagt und sich offen auf die Seite der Feinde des Deutschtums gestellt. Das ist um so bedenklicher, als in der Polenfrage auch ein großer Bruchteil der Liberalen unzuverlässig ist und unter vollständiger Verkennung der Natur des Polentums und der polnischen Ziele doktrinaire Schrullen über realpolitische Notwendigkeiten stellt. Unter solchen Umständen muß der preussische Staat Bedenken tragen, den Schwerpunkt seiner gesetzgebenden Körperschaft ohne zwingende Not verrücken zu lassen und durch Demokratisierung des Wahlsystems das Gewicht der Elemente zu verstärken, die ihn in einer wichtigen Lebens- und Kulturfrage im Stich zu lassen fähig sind. Erst müssen wenigstens die Grundlagen einer wirkamen und stetigen Polenpolitik für längere Zeit gesetzlich gesichert sein, ehe ein solches Experiment gemacht werden kann.

Interessant ist die Frage, auf Kosten welcher Partei Zentrum und Sozialdemokraten hauptsächlich ihre Wahlerfolge errungen haben. Es sind die Nationalliberalen, die verhältnismäßig am schlechtesten abgeschnitten haben. Sie haben in diesem Feldzuge unglücklich operiert. Im Grunde mochte wohl die Mehrzahl der einsichtigen Nationalliberalen erkennen, daß der Augenblick, für die Wahlreform in Preußen zu wirken, schlecht gewählt war, weil in den Volkskreisen, auf die man sich stützen mußte, für ein lebhaftes Drängen in dieser Richtung gar keine Stimmung war. Außerdem mußte ihnen die Rücksicht auf die nationalen Aufgaben, die ihnen nach Überzeugung und Parteitradition am Herzen liegen mußten, vor allem die Rücksicht auf die Polenfrage, sagen, daß die Erhaltung einer aus Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen nötigenfalls zu bildenden Mehrheit im preussischen Abgeordnetenhaus eine dringende Notwendigkeit sei. Eine Partei, die einen festen Boden im Lande hatte und ihrer selbst sicher war, mußte in solchem Falle den Mut haben, ihren Wählern klar zu machen, daß sie sich im Prinzip für die Reform des Wahlrechts erkläre, aber entschlossen sei, sich aus nationalen Gründen gegenwärtig an dieser Reformbewegung nicht zu beteiligen. Aber es scheint, daß wir für eine solche Art von Politik, die z. B. den Parteien in England und Amerika ganz geläufig ist, in Deutschland noch nicht reif sind. Ein Versuch, die Wähler dazu zu erziehen, daß sie sich für die Mittel interessieren, die wirklich zu dem Parteiziel führen, wird niemals unternommen. Voller Resignation nehmen die Parteileitungen als selbstverständlich an, daß sich der Wähler nur von dem der Parteidoktrin entnommenen Schlagwort leiten läßt, auch wenn es

auf der Hand liegt, daß dadurch das Gegenteil von dem erreicht wird, was man erreichen will. So hat auch in der nationalliberalen Partei, deren führende Kreise schon seit langer Zeit in den eignen Reihen mit sträflicher Indolenz auf der einen und vollkommener Rat- und Hilfslosigkeit auf der andern Seite zu kämpfen haben, der angstvolle Wunsch, nur ja vor der von Schlagworten geleiteten Menge das nötige Maß von Liberalismus zur Schau zu tragen, die politische Vernunft einmal wieder totgeschlagen. Man proklamierte gerade so viel Wahlreformgedanken, wie nötig waren, um die rechtsstehenden Parteien nutzlos zu verärgern und mit Mißtrauen zu erfüllen, und doch auch wieder so wenig, daß man der sozialliberalen und sozialdemokratischen Agitation, die man ja ohnehin gegen sich hatte, ein paar weitere Handhaben zum Vorwurf der Halbheit und Zweideutigkeit an die Hand gab. Trotz dieser mangelhaften Rüstung bildete man sich ein, den freisinnigen Parteien, die nicht nur von den Sozialdemokraten wütend bekämpft, sondern auch von den Sozialliberalen und querköpfigen „Freunden“ aus den eignen Reihen im Rücken angefallen wurden, einen wertvollen Suffkurs zum Vorteil der liberalen Sache bieten zu können. Der Mißerfolg war wenigstens ehrlich verdient.

In die Beurteilung unsrer auswärtigen Lage scheint jetzt etwas mehr Klarheit und Ruhe zu kommen. Es war eine etwas seltsame Veranlassung, die diese Selbstbesinnung herbeiführte. Nachdem schon vorher allerlei gemunkelt worden war, daß der Kaiser bei der Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld eine bedeutungsvolle Ansprache gehalten habe, erschien vor einer Woche in einem Provinzblatt eine Berliner Korrespondenz aus bekannter Quelle, wonach der Kaiser nach einer Besichtigung in Döberitz eine politische Rede gehalten haben sollte, und zwar in Gegenwart „der fremden Militärattachés“, wie es in der Mitteilung hieß. Es wurde auch ein Stück daraus im Wortlaut mitgeteilt; der Kaiser sollte auf die „Einkreisung“ Deutschlands Bezug genommen und davon gesprochen haben, daß man anscheinend „uns stellen“ und „herausfordern“ wolle, aber sie sollten nur kommen, die Deutschen hätten sich nie besser geschlagen, als wenn sie von allen Seiten angegriffen worden wären.

Die Meldung war in der verbreiteten Form falsch und beruhte auf ungenauen Erzählungen indiskreter Ohrenzeugen, die allerdings wohl nicht ahnen mochten, was für Mißbrauch mit den aus ihren unbedachten Worten zurechtgezimmerten Sensationsnachrichten getrieben werden würde. Ein englischer Berichterstatter, dem sich andre Kollegen angeschlossen, meldete die Sache nach London, noch dazu in einer Form, die — abgesehen von der Verschiebung des Datums — den Eindruck erwecken mußte, als habe der Kaiser ausdrücklich die fremden Attachés eingeladen, um vor ihnen gewissermaßen mit dem Säbel zu rasseln, und als sei diese Mitteilung den Berichterstattern selbst von beteiligten Attachés gemacht worden.

Das alles war unrichtig. Was wirklich geschehn war, war ein harmloser, rein militärischer Vorgang, der vor allem die Öffentlichkeit überhaupt nichts anging. Es ist deshalb auch mit Recht absichtlich und grundsätzlich vermieden worden, etwa eine amtliche Darstellung des Geschehenen und eine amtliche Mitteilung des Wortlauts der kaiserlichen Ansprache zu geben. Der Kaiser hatte die Ansprache an die Offiziere nach einer Übung gehalten, die er alljährlich am 29. Mai mit den Truppenteilen abhält, die er einst als Kronprinz vor zwanzig Jahren an diesem Tage seinem todkranken Vater vorführte — zu seiner letzten Heerschau. Fremde Militärattachés waren zu dieser militärischen Gedenkfeier, die stets intimen Charakter trägt, nicht eingeladen worden; nur befand sich, wie immer bei solchen besondern Gelegenheiten, im Gefolge des Kaisers der russische Militärbevollmächtigte, der nach alter Tradition, die nur unter der Regierung Alexanders des Dritten eine Zeit lang unterbrochen

war, nicht zum diplomatischen Korps gehört, sondern der Person des Deutschen Kaisers zugeteilt ist. Der Kaiser hatte vor seinen Offizieren nicht anders gesprochen, wie jeder Kriegsherr der deutschen Heere jederzeit sprechen kann und wird. Er hatte der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß die Armee auch den ernstesten Proben gewachsen sein werde. Darin liegt nichts von Drohung und Ruhmredigkeit, nichts von Angriffslust; im Gegenteil liegt in dem Hinweis, daß die gewissenhafte Wahrung des Friedens von unsrer Seite zusammentrifft mit der ernststen Entschlossenheit, gegen jede Friedensstörung von anderer Seite gerüstet zu sein — in dem Bewußtsein, auch vor einem Angriff von allen Seiten nicht zurückweichen zu müssen —, eine große Beruhigung aller erregten Gemüter und eine Stärkung des Bewußtseins, daß es wirklichen Gefahren gegenüber bei uns Deutschen keine Meinungsverschiedenheiten geben kann. Es gehörte ein schlechtes Gewissen, eine wirkliche Absicht der Friedensstörung dazu, den Worten des Kaisers die Absicht der Drohung unterzuschleiben. Als Warnung konnten sie gelten, wo es vielleicht nötig schien, zu warnen. Denn auch ohne den Wortlaut der Ansprache zu kennen, darf man sich klar machen, daß der Kaiser zu seinen Offizieren, zu gebildeten Männern, die Zeitungen lesen, sprach. Er mußte annehmen, daß die Offiziere, auch wenn sie keine tätige Parteipolitik treiben, sich doch ihre bestimmten Ansichten und Eindrücke von den Weltereignissen bilden und von den Vorstellungen, die in so vielen Blättern öffentlich erörtert wurden, nicht unberührt bleiben konnten. Und wenn der Kaiser den Ausdruck seiner Zuversicht und seine Mahnung zur entschlossenen Pflichterfüllung an die ihm bekannten Vorstellungen seiner Zuhörer von der jetzigen Lage als etwas immerhin im Bereich der Möglichkeit liegendes anknüpfte, so ist weder vom politischen noch vom militärischen Standpunkt etwas dagegen einzuwenden. Es ist zu bedauern, daß die Sache an die Öffentlichkeit kam, vor allem des Prinzips wegen — militärische Ansprachen im Kreise deutscher Offiziere sollten unter allen Umständen vor Veröffentlichung geschützt sein —; weiter aber, weil die unkorrekte Form dieser Meldung falsche Vorstellungen erwecken mußte. Aber die Angelegenheit hat dadurch eine erfreuliche Wendung genommen, daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Blätter — die einen sofort, die andern allmählich folgend — sich von allen nebensächlichen Betrachtungen losgemacht und anerkannt hat, daß alles, was dem Kaiser in den Mund gelegt wurde, die Herzensmeinung jedes Deutschen sei. Einem guten Instinkt folgend hat dann auch die Presse des Auslandes, namentlich die französische, die Mitteilung sehr ruhig aufgenommen und besprochen und die Berechtigung des Kaisers, so zu sprechen, sowie die friedliche Absicht vollkommen richtig gewürdigt.

In den Zeitungen wird gegenwärtig der „Fall Bernhard“ viel besprochen. Professor Ludwig Bernhard in Kiel, der bekannte Verfasser des verdienstvollen Werks über „das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat“, ist kürzlich unter eigenartigen Verhältnissen an die Universität Berlin berufen worden. Die Regierung legte Wert darauf, ihn in Berlin festzuhalten, um ihm Gelegenheit zu geben, seine ganze Kraft auf die Fortsetzung seiner Studien zur Polenfrage zu verwenden und durch diese wissenschaftlichen Forschungen auf einem bisher leider nur zu sehr vernachlässigten Felde die Tätigkeit der Regierung in einer sehr wertvollen und notwendigen Weise zu unterstützen. An diesem Entschluß ist natürlich nichts auszusetzen, im Gegenteil kann man sich nur freuen, daß in dieser Richtung endlich einmal ernste Schritte getan werden. Aber die Art, wie das Kultusministerium die Sache ins Werk setzte, verrät nicht viel Geschicklichkeit. Professor Bernhard sollte durchaus eine Dozentenstelle an der Berliner Universität erhalten, obwohl eine Professur der Volkswirtschaft nicht frei war. Er war in Kiel schon Ordinarius

und stand im Begriff, einem ehrenvollen Ruf an eine andre außerpreussische Universität zu folgen. Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde ihm Hals über Kopf eine außerordentliche Professur eingerichtet, die ihm als einem „persönlichen Ordinarius“ übertragen wurde, was natürlich nach außen hin dieselbe Wirkung hatte, als ob ein neues Ordinariat errichtet worden wäre. In diesem Zusammenhange machte es überall einen verblüffenden Eindruck, daß die Fakultät bei dieser Berufung gar nicht befragt worden war. Zwar nach dem formellen Recht war die Regierung nicht direkt verpflichtet, die Fakultät vorher zu hören; außerdem glaubte sich das Ministerium durch die Eile der Entscheidung entschuldigt, aber man hätte erkennen müssen, daß in diesem Falle eine solche formalistische Behandlung einen sehr übeln Eindruck machen mußte. Denn der noch sehr junge Kieler Gelehrte wurde hier zufällig als vierter neben drei Seniores und Koryphäen der nationalökonomischen Wissenschaft, Adolf Wagner, Schmoller und Sehring, gestellt, sodaß die Nichtbefragung der Fakultät gerade in diesem Falle einer Brückierung der drei berühmten Gelehrten verzweifelt ähnlich sah. Man darf sich nicht wundern, daß niemand recht glauben wollte, daß die Entscheidung wirklich so eilig gewesen sei. Vor allem aber hatte ja das Kultusministerium eine ganze Anzahl anderer Mittel zur Verfügung, um einen Gelehrten in Berlin zu fesseln und ihm eine Entschädigung für andre, ihm entgangene akademische Ehrenstellen zu sichern. So hat die Maßnahme des Kultusministeriums die Folge gehabt, daß dieses Verfahren als eine grundsätzliche Beeinträchtigung der Selbständigkeit der Fakultäten aufgefaßt und der alte Streit um die Rechte der Fakultäten wieder aufs neue entfacht wurde.

Unterdessen hat Professor Bernhard einen klugen Schritt getan. Er hat sich persönlich einem nachträglichen Votum der Fakultät unterworfen und will, wenn es gegen ihn fällt, seinen Abschied erbitten. Ihn persönlich trifft ja keine Schuld an der unerquicklichen Entwicklung der Angelegenheit. Es wäre aber zu wünschen, daß die Rechte der Fakultäten und des Staats allgemein in einer klaren, beide Teile befriedigenden Weise geregelt würden, damit die Wiederholung dieser für unsre Hochschulen nicht angenehmen Zwischenfälle möglichst vermieden wird.

Eine Warnung an Bruder Jonathan. Der amerikanische Historiker Brooks Adams weist in seinem Buche: Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls (Akademischer Verlag in Wien und Leipzig, 1907) nach, wie im Laufe der weltgeschichtlichen Entwicklung immer und überall der ursprüngliche, der emotionelle und ritterliche Menschentypus vom ökonomischen (military and industrial type, sagen Buckle und Spencer, die aber den zweiten lieben) zurückgedrängt und zuletzt vernichtet wird, wie diesem dabei im Hartgelde, im Edelmetall, ein mächtiger Bundesgenosse entsteht, und wie der Wucher- und Schachergeist heute daran ist, alle höhere Kultur zu vernichten. Am interessantesten ist der Abschnitt über die wenig bekannte byzantinische Geschichte. Die mittelalterlich deutsche und die Reformationsgeschichte ist nicht nach guten deutschen sondern nach französischen Quellen dargestellt und darum, wie wegen der oberflächlichen Betrachtungsweise des Verfassers, teils karikiert, teils unwahr ausgefallen. In der Abneigung gegen die Auswüchse des Kapitalismus und in der Schätzung der „emotionalen“ Natur — wir Deutschen sagen: des Gemüts — sympathisieren wir natürlich mit dem Verfasser, aber unser ganzes heutiges Wirtschaftsleben als einen Sieg der Wucherer über die Ritter darstellen, das kann man nicht einmal Karikatur mehr nennen, das ist reine Phantasie. Könnte man doch eine Disputation zwischen Brooks Adams und Friedrich Raumann veranstalten! Das wäre ein Schau- oder vielmehr Hörspiel für Götter. Aber freilich, Grund genug zu seinen Übertreibungen findet der Amerikaner in

seinem Vaterlande. Als patriotischen Schmerzensschrei und als patriotische Warnung, nicht als geschichtsphilosophische Studie, meint ein Rezensent, müsse man das Buch auffassen. In diesem Sinne kann man es in der Tat gerechtfertigt finden, und das hat denn auch den Präsidenten Roosevelt bewogen, eine lange Einleitung dazu zu schreiben. Eben lese ich eine greuliche Schilderung des angeblich aus lauter Korruption, Schwindel, Raub und Diebstahl, sinnlosem Luxus und verbrecherischem Genuß bestehenden Newyorker Lebens in dem Buche *The Metropolis* von Upton Sinclair.

Hygiene der geistigen Arbeit. Von Dr. med. Otto Dornblüth, Nervenarzt in Frankfurt a. M. Zweite, völlig umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. (Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Berlin, 1907. 258 Seiten, geb. 4 Mark.) Durch seine medizinischen Werke, namentlich durch sein Kompendium der innern Medizin, hat sich der Verfasser unter den Fachgenossen einen geachteten Namen gemacht. Mit dem vorliegenden Buche wendet er sich an weitere Kreise, an die gebildete Laienwelt, an alle Freunde der Volkswohlfahrt, vor allem an die Eltern und an die Erzieher; und wir müssen gestehn, daß er es vortrefflich versteht, den Leser in die Hygiene der geistigen Arbeit einzuführen, ihn mit den Bedingungen für die gesunde Leistungsfähigkeit des Körpers und des Geistes bekannt zu machen und ihn von den schweren Nachteilen gewisser gedankenlos übernommener Gewohnheiten und Einrichtungen unsers Kulturlebens zu überzeugen. Er behandelt in kurzen, anregend geschriebnen Kapiteln einzelne Elemente des geistigen Lebens: das Gedächtnis, das Gefühls- und Gemütsleben und die Willenskraft, geht dann auf das Verhältnis zwischen Arbeit und Ermüdung ein, zwischen Arbeit und Stimmung und zwischen Arbeit und Erholung und hebt überall das Nachteilige und das Vorteilhafte in unsern Gewohnheiten hervor. Er wendet sich nachdrücklich gegen die noch bei vielen Pädagogen ältern Schlages zu findende Ansicht, daß körperliche Arbeit eine Erholung von geistiger Arbeit sei; durch diesen beklagenswerten Irrtum hätten sich schon viele durch Geistesarbeit angegriffne in ihrer Gesundheit und Leistungsfähigkeit schwer geschädigt.

Ausführlich spricht der Verfasser von den Bedingungen eines normalen gesunden Schlafes, von der Ernährung des geistig Arbeitenden, von den Genußmitteln und von der Erziehung zur geistigen Gesundheit im Kindesalter. Sich gehn zu lassen hält er für die Quelle mancher Störungen. „Die Kinder, sagt er, müssen vielmehr dazu angehalten werden, nicht jeder körperlichen Mißempfindung gleich starken Ausdruck zu geben. Es gibt Kinder, die bei jedem Hustenreiz, bei dem einfachen Verschlucken usw. gleich tun, als müßten sie vor Husten erstickn oder sich die Seele aus dem Leibe husten.“ Wenn man ihnen aber sagt, daß das unnötig und unschicklich sei, daß vielmehr ein vernünftiger Mensch den Husten möglichst unterdrücke, so gewöhnen sie sich daran und sehen schnell ein, daß es auch ohne soviel Geräusch geht. Höchst auffallend ist der Einfluß einer solchen Erziehung zum Beispiel bei einem später auftretenden Keuchhusten. Die Kinder, die gewohnt waren, sich zu beherrschen, bekommen entschieden viel leichtere Anfälle, während unerzogene regelmäßig bei den Hustenanfällen zum Erbrechen kommen. Allein schon das Vorbild der Eltern macht sehr viel aus. Wo die Kinder täglich sehn, daß der Vater jeden Reiz im Rachen mit endlosem, geräuschvollem Räuspern und Husten beantwortet, wo die Schüler einen Lehrer aller Augenblicke zum Spudnapf laufen sehen, um mit großer Umständlichkeit jeden Auswurf zu entleeren, gewöhnen sie sich leicht auch solche Unschönheit an. Ich erinnere mich einer ganzen Schulklasse, die von einem Lehrer die Gewohnheit angenommen hatte, fortwährend ganz leicht zu spucken, etwa so, als ob man ein auf den Rippen sitzendes Teilchen wegblajen wollte.“

Besonders ans Herz legen möchten wir den Lehrern das Kapitel: Hygiene des Geistes im Schulalter, wo er über die Ziele der Schulbildung spricht, über die Überbürdung, die Schulkrankheiten, die Stundenzahl, den Lehrplan, die Einheitschule, die Schulferien und die Schulprüfungen. „Es ist wohl nicht zu bezweifeln, sagt der Verfasser, daß das übliche »Bummeln« in den ersten Semestern auf der Universität vielfach die Reaktion auf die Überbürdung vor dem Examen darstellt. Der Zeitverlust und die moralische Entgleisung, die in solchem Verhalten liegt, sind schon schlimm genug, aber viele der so ins Bummeln geratenen erreichen nie mehr den Anschluß an wirkliche Arbeit. Andre haben durch das gewaltsame Büffeln ihr Gedächtnis so geschädigt, daß es nie wieder ordentlich leistungsfähig wird. Noch andre verlieren die Willenskraft oder werden von dauernden nervösen und deprimierten Zuständen heimge sucht, und sehr viele Studenten werden durch diese oder jene Veranlassung dem Alkoholismus in die Arme getrieben, der sie vollends zugrunde richtet. . . Die Abschaffung des Abiturientenexamens ist vom gesundheitlichen Standpunkt aus dringend zu fordern.“ Mit einem Kapitel über Unfähigkeit zu geistiger Arbeit schließt der Verfasser seine Ausführungen; wir können das gediegne Buch unsern Lesern nur angelegentlich empfehlen. E. G.

Taschenbuch für Südwestafrika 1908, herausgegeben von Dr. Philalethes Kuhn, Stabsarzt beim Kommando der Schutztruppen, und Kurd Schwabe, Hauptmann. (Verlag von Wilhelm Weicher, Leipzig. 351 Seiten, 3 Mark 50 Pf.) Diesen ersten Versuch, der weißen Bevölkerung des Schutzgebietes einen praktischen Taschentalender zu liefern, können wir nur mit Freuden begrüßen. Die Herausgeber haben mit Unterstützung zahlreicher erfahrener Männer hiermit den nach Südwestafrika gehenden Offizieren, Beamten, Kaufleuten und Kolonisten ein Hilfsmittel geschaffen, das wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können; denn das Buch ist eine solche Fundgrube von Belehrung und Anregung, daß jeder Freund unserer Kolonien, besonders auch die jungen Kaufleute und die Lehrer der Geographie, das Buch mit dem größten Nutzen lesen werden. Der Inhalt ist überaus reich und die Darstellung allgemein verständlich und anregend. Außer den statistischen Angaben sind besonders wertvoll die Artikel über Handel und Verkehr mit eingehenden Berichten über die Schifffahrt, über die Eisenbahnen, über Post und Telegraphie, über Geld-, Bank- und Kreditverhältnisse, über die im Schutzgebiet tätigen Gesellschaften. Eine gründliche Kenntnis der geographischen Verhältnisse zeigen die knappen aber inhaltsreichen Aufsätze über das Bergwesen, die Bewässerung, die Brunnenanlage, über Landwirtschaft und Viehzucht. In diesem Kapitel wird über die Grundsätze und die Rentabilität des Gemüse- und Ackerbaus berichtet, über Wein und Südfrüchte, über Bekämpfung der Heuschrecken, über die Verwertung des Staudammwassers zur Fischzucht. Hier finden wir auch vortreffliche Belehrungen über Tierzucht und Tierkrankheiten, über Instrumente und Medikamente, über Operationen und Epidemien.

Besonders interessant ist die Abhandlung über Jagd und Wild. „Die Jagd in Südwestafrika, sagt der Verfasser Ph. Kuhn, hat einen großen Reiz, weil jeder Zweig des edeln Weidwerks ausgeübt wird, weil trotz mannigfachen und reichen Wildstandes doch stets Eifer, Geschick und Ausdauer dazu gehören, um mit Erfolg zu jagen, und weil die Jagdbeute dem eignen Tische zugute kommt. Die körperliche Anstrengung und die Anspannung der Sinne wirken belebend und kräftigend auf Körper und Geist. Die Tafel bietet nicht Tag für Tag Rindfleisch oder Konservenpeisen, sondern ist häufig bedeckt mit schmackhaftem Wildbret. Daher ist die Ausübung der Jagd im Schutzgebiet ein hervorragendes Mittel zur Er-

haltung der Gesundheit.“ Und nun gibt der Verfasser eine anregende Schilderung der verschiedenen Jagdarten, auf dem Anstande, auf der Pirsche, der Hezjagd, des Fanges in Fallen, und er belehrt den Jäger, wie er seine Beute richtig zu verwerten habe. Nicht nur für den Farmer, sondern auch für den Botaniker höchst wertvoll ist der Artikel über die Pflanzenwelt Deutsch-Südwestafrikas. „Dringend notwendig, sagt Professor Schinz, ist die Aufforstung. Die mehr oder minder wertlosen Akazien sollten verschwinden und an deren Stelle Bauholz liefernde Laubhölzer eingeführt werden. Zu diesem Behufe wäre es zweckmäßig, wenn auf Staatskosten von geschulten Forstmännern — und solcher bedarf es — Studienreisen in Nordafrika ausgeführt würden, damit dann deren Erfahrungen in Südwestafrika unter ihrer Leitung direkt verwertet werden könnten. All dies kostet Geld, aber was würde man von einem Privatmanne sagen, der sein teuer erworbenes Grundstück brach liegen lassen und nicht einen Versuch wagen würde, es nutzbringend zu gestalten?“ Vor allen Dingen verlangt der Verfasser, daß die Regierung möglichst bald Versuchsinstitute begründe, in denen praktisch erprobt würde, welche Nutz- und Kulturpflanzen für unsre Kolonie verwertbar seien.

Den Schluß des Buches macht eine Reihe von Angaben, in denen über die Vergünstigungen für Ansiedler und Schutztruppenangehörige berichtet wird, ferner über das Versorgungsweisen der Militärpersonen, über Gesetze und Verordnungen, die sich auf das Schutzgebiet und auf die Eingebornen beziehen. Es ist gar kein Zweifel, daß dieses wertvolle und handliche Buch von allen Freunden unsers Kolonialwesens mit großer Anerkennung aufgenommen werden wird. Jedenfalls verdient es die weiteste Verbreitung.

Ein Theaterabend in Lauchstedt. Mitten zwischen Ackerland, Getreide-, Kartoffel- und Rübenfeldern, die nur hier und da von einer Baumreihe an einem kleinen Wasserlaufe oder einem in Grün versteckten Dorfe unterbrochen werden, in einer flachwelligen, fruchtbaren Ebene, deren Reize frühere Geschlechter besser würdigten als wir, liegt etwa zwei Stunden von Merseburg im Westen der Saale das ehemals weitbekannte, jetzt vergessne Lauchstedt. Es ist heute wieder ein Ackerstädtchen, das fast ganz von der Landwirtschaft lebt, wenige Gassen um einen ansehnlichen Markt und eine alte romanische Kirche, kleine niedrige Häuser, große Höfe und grüne Gärten, heute wie eingeschlafen und seitwärts von allen großen Verbindungen, obwohl seit einigen Jahren durch eine Sekundärbahn mit Merseburg verknüpft. Aber am 13. Juni dieses Jahres schien sich auf einige Stunden das alte bunte Leben zu erneuern, das sich im achtzehnten Jahrhundert seit der Entdeckung der Stahlquelle um 1710 hier allsommerlich entfaltet hatte. Galt es doch die Einweihung des wiederhergestellten kleinen bescheidenen alten Theaters zu vollziehen, das an Stelle des alten Bretterhauses von 1785, wo seit 1791 die Weimarschen Hofschauspieler unter Goethes Leitung einige Wochen hindurch spielten, 1802 erbaut worden war. Diese Aufführungen bildeten damals unter Schillers häufiger Teilnahme den Mittelpunkt für die kleine aber auserlesene Badegesellschaft, die sich hier aus weiterm Umkreise, aus Sachsen und Thüringen sammelte, nicht selten seit 1775 verstärkt durch den kursächsischen Hof und regelmäßig durch die Hallischen Studenten. Ein teilnehmendes, verständnisvolles, feinsinniges Publikum, wie es damals selten irgendwo sonst in Deutschland zu finden war, sonnte sich damals hier in einem Abglanze des Weimarschen Musenhofes, so ganz hingeeben der Verehrung für seine großen Dichter und ihre Schöpfungen, daß es mit dem bescheidensten Komfort in den kleinen Häusern des anspruchslosen Landstädtchens zufrieden war, während draußen die Staatenwelt erbebte und aus den Fugen ging. Nur in einem so unpolitischen, so

ganz ästhetisch-literarischen Interessen hingegebenen Volke, wie es damals die Deutschen waren, konnte eine solche Idylle gedeihen. Jetzt, in einer Zeit, die innerlich von der damaligen so unendlich verschieden ist, hat ein hochherziger Gönner, der Geheime Kommerzienrat Lehmann in Halle, die Mittel zur Wiederherstellung des alten, verlassenen und verfallenen Theatergebäudes, das schon vom Abbruch bedroht war, hergegeben, nachdem das Bad Lauchstedt 1905 in den Besitz der Provinz Sachsen übergegangen war, und der Provinzialausschuß, an seiner Spitze der Landeshauptmann Freiherr von Wilmowski, hatte für den 13. Juni an einige hundert Personen in Halle, Merseburg und Leipzig Einladungen zu der Einweihungsaufführung erlassen.

Es war ein herrlicher warmer und doch nicht allzuheißer Sommertag, als ein langer Extrazug von Halle aus diese geladnen Gäste über Merseburg in etwa dreiviertel Stunden nach Lauchstedt brachte. Im bunten Gewimmel zogen sie, Damen und Herren, durch das besagte Städtchen über den Markt nach dem Bade und betraten, angenehm überrascht, den geweihten Bezirk, eine kleine reizvolle Dase in der einförmigen Ackerlandschaft. Den dunkeln stillen Spiegel eines kleinen Teichs, dessen Fläche nur einige Schwäne beleben, umgeben prächtige alte Linden und Kastanien; in ihrem Schatten steht etwas rückwärts an der einen Langseite das stattliche Kurhaus, das 1780 Kurfürst Friedrich August der Dritte errichten ließ, ein ansehnlicher Bau mit hohem, gebrochnem Dache, davor, zwischen ihm und dem Rande des Teichs zwei kleine Pavillons in demselben Stile, zwischen beiden die tieferliegende, von einer Steinbalustrade eingefasste Duelle, zu der Treppen hinabführen, links eine bescheidne hölzerne Kolonnade mit kleinen Läden, die ehemals gewiß alle möglichen Waren feilboten, heute nicht mehr benutzt werden und deshalb geschlossen sind bis auf einige wenige, wo man Ansichtskarten u. dgl. erhalten konnte; daran schließt sich die Konditorei. Unter den schattigen Bäumen waren heute für die Gäste die Kaffeetische gedeckt, und heiter angeregt unter dem anmutenden Eindrucke dieser Umgebung, die jene Zeit um 1800 so getreu und unverfälscht zum Ausdruck bringt, verplauderte man behaglich ein Stündchen, während eine Regimentskapelle aus Halle klassische Weisen von Haydn, Mozart u. a. spielte, ohne mit Blechgetöse die Unterhaltung zu stören. Noch blieb Zeit zur Besichtigung des in der „Schillerstraße“ nicht weit vom Kurhause gelegnen Schillerhauses, das jetzt einem Glasermeister gehört und durch eine Marmortafel bezeichnet ist. Bereitwillig führt er uns die steile enge Holzterrasse hinauf, deren Pfeilerköpfe weiße Vasen tragen. Dort oben hat Schiller ein kleines, einfenstriges Zimmer nach der Straße zu bewohnt. Die einfach gemalte, nicht sehr hohe Decke, die Holzvertäfelten, weißgemalten Wände, die durch schmale, geriefte Pilaster mit Rosetten unter den zierlichen Kapitälern gegliedert werden, wirken fast vornehm, entsprechen jedenfalls dem Geschmacke seiner Zeit. Das Goethehaus, ebenfalls durch eine Gedenktafel kenntlich, liegt ganz in der Nähe des Theaters, am Ende einer schönen Lindenallee, ein einstöckiges, fast quadratisches Haus mit vier Fenstern Front zwischen zwei Höfen; zwischen den Fenstern rankt sich ein Weinstock empor, und anmutig genug muß von dort der Blick in das grüne Laubwerk des Kurparks sein.

Nach alter Sitte war der Beginn der Festvorstellung auf 5 Uhr festgesetzt, aber schon seit $\frac{1}{2}$ 5 Uhr füllte das Publikum wie einst die kurze Allee mächtiger alter Linden, die vom Kurplaz nach dem Theater führt. Rechts davon liegt das „Schlößchen“ der ehemaligen Bischöfe von Merseburg, wo der kurfürstliche Hof und gelegentlich auch andre Fürstlichkeiten zu wohnen pflegten, ein bescheidner Renaissancebau um einen Hof; an ihn hat man in demselben Stile als einen Flügel die neue Bürgerschule angelehnt, die durch einen großen Spielplatz von der Allee nach dem Theater getrennt ist. Malerisch liegt dieser unendlich schlichte Bau im Schatten der

Linden, höher das eigentliche Bühnengebäude, etwas niedriger der Zuschauerraum, schon früher wegen der Bauauffälligkeit durch starke Strebepfeiler gestützt, daran anschließend die Nebenräume, namentlich die altertümlich engen und schwach beleuchteten Garderoben. Aber das Innere ist doch ein ansehnlicher, nach hinten zu etwas ansteigender Saal, rechts und links die von einem schlichten Geländer aus gekreuzten Stäben eingefasste Galerie, gegenüber der Bühne in gleicher Höhe das Amphitheater, alles einfach in weiß gehalten und von einer weißen Decke in Form eines flachen Tonnengewölbes überspannt, dessen einzige Verzierung eine rote Mäanderkante am untern Rande bildet. Von dessen Mitte hängt ein hölzerner, mit Kerzen besteckter Kronleuchter herab, noch immer der alte; doch hatte man der modernen Zeit eine Konzession gemacht, indem elektrische Beleuchtungskörper längs der Galerien den Raum erhellten; auch hatten die rot gepolsterten Bänke Lehnen erhalten. Aber die altertümlich gehaltenen Theaterzettel teilten Theaterdiener in der alten Tracht aus.

Eine erwartungsvolle Menge erfüllte den Raum, vor dem neben der leichten Ware der Lustspiele und Operetten („Singspiele“) unter Goethes Leitung und oft in Schillers Gegenwart alle die großen Dramen beider Klassiker über die Bühne gegangen sind und 1805 die Totenfeier für Schiller mit der „Glocke“ und Goethes Epilog veranstaltet worden war. Weißevoll klang die Ouvertüre zu Glucks „Iphigenie“; dann rauschte der rote, leicht mit Gold verzierte Vorhang auseinander, und in einem sonnedurchleuchteten deutschen Buchenwalde erschien ein weißhärtiger Sänger mit der Harfe. Sein Prolog (Ernst von Wildenbruch) wies unter scharfer Ablehnung des französischen, skandinavischen und russischen Vorbildes (das kein Wollen und kein Hoffen und keine Persönlichkeit kenne) auf unsre Klassiker und ihre hohen Ideale hin. Dann schloß sich der Vorhang wieder; als er nach einem melodischen Glockensignal abermals auseinanderging, zeigte sich das Bild des „ewigen alten dichtbelaubten Haines“, im Vordergrund der Altar Dianas, im Mittelgrunde rechts der Tempel, ein mächtiger Bau, nicht griechischen, sondern eher ägyptischen Charakters, im Hintergrunde das dunkelblaue Meer bis zu einer fernen Küste, darüber der Wolkenhimmel, im Anfange durchbrochen von der roten Glut der aufgehenden Sonne. Und nun trat Iphigenie (Amanda Lindner) hervor, die Stufen herabschreitend, jeder Zoll die hoheitsvolle Priesterin, und majestätisch flossen die klangvollen Verse des einleitenden Monologs von ihren Lippen. Auch alle andern Spieler waren ihrer Aufgabe völlig gewachsen und bildeten, obwohl von vier verschiedenen Theatern stammend, ein musterhaftes Ensemble. So spielte sich die äußerlich so einfache, innerlich so reiche und bewegte Handlung ab mit erschütternder Gewalt, bald in abgeklärter gehaltner Ruhe, bald im dritten Akt anschwellend zu mächtiger Leidenschaft; sogar die schwere Aufgabe, erst den Wahnsinn, dann die Erlösung Orests (Rudolf Christians) glaubhaft zu machen, gelang vorzüglich, und trefflich war auch König Thoas (Wilhelm Diegelmann), dessen tiefe, mühsam gezügelte Leidenschaft den Barbaren nicht verleugnete. Zugleich plastisch und symbolisch wirkte es, als Iphigenie, am Altar stehend, den vor ihr zusammengesunkenen Orest, den Pylades (Hermann Böttcher) stützend umschlang, mit ihrem weißen Schleier wie schützend deckte. Die ganze Wucht der antiken und doch so ganz deutsch empfundenen Tragödie, der edelsten Frucht des Klassizismus, deren Menschen nicht alte Griechen sind, sondern idealisierte Gestalten aus der Goethezeit, schritt hier über die enge Bühne, in diesem kleinen intimen Hause, in dem jede Feinheit des Dialogs und des Spiels unendlich besser zur Geltung kam als in einem großen modernen Theater. Es entsprach dem allgemeinen Bedürfnis, daß nach dem dritten Akt eine längere Pause eintrat. Goldnes Sonnenlicht flutete durch die Wipfel der hohen Linden auf das bunte Gewimmel der sich in freier Luft ergehenden Zu-

schauer; mit dem schwarzen Rock der Herren kontrastierten die hellen Toiletten der Damen, einige Uniformen und die bunten Farben der Hallischen Verbindungsstudenten, die hier zu erscheinen gewissermaßen ein historisches Recht hatten. Noch erfüllt von dem mächtigen Eindrucke der bisherigen Aufführung sah man dann dem Abschlusse der Handlung entgegen, die im fünften Akt, in der Szene zwischen der schwer geängstigten, doch nie ihre Hoheit vergessenden Priesterin und dem grossenden, sich mühsam beherrschenden Thoas noch einmal einen Höhepunkt erstieg, dann mit der ergreifend gespielten Abschiedsszene schloß. Rauschender Beifall erfüllte das Haus noch einmal, wie nach jedem Akte, die weihewolle Stimmung eher störend als steigend.

Ein einfaches gemeinsames Abendessen vereinigte nochmals die Zuschauer in dem Kurssaale, dessen Dekoration noch ganz den Geist des Klassizismus atmet. Als wir wieder ins Freie traten, stieg der Vollmond über den dunkeln Laubmassen des Parks empor, und in langen Ketten umgaben matt leuchtende rote Lampions den stillen Teich. Die wunderbare Einheit des historischen Lokaltons unterstützte die Wirkung dieses merkwürdigen Theaterabends, dessen bestes Ergebnis doch die Überzeugung war, daß die Kunst ihre tiefsten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln erreicht. Hoffentlich befestigt sich diese Auffassung, deren Ideal die „edle Einfachheit und stille Größe“ ist, auch in weitem Kreise, wenn die Absicht, während des Sommers regelmäßige Aufführungen klassischer Stücke zu veranstalten, ausgeführt wird. Es wäre ein Segen für unsre verwildernde Bühne. *

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 67. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunigst zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1908

Die Verlagsbuchhandlung

Cigaretten

Cigaretten sind wie Edelsteine, je höher der wirkliche Wert ist, desto bescheidener muß die Aufmachung und Fassung sein. Beweis: Salem Aleikum - Cigaretten. Preis: 3¹/₂ bis 10 Pfg. das Stück. Nur echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE“, Inhaber: Hugo Zietz, Dresden. Über 1500 Arbeiter.

Edelsteine